

Neue Bücher

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **14 (1914)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



NEUE BÜCHER



KLABUNDS KARUSSEL. *Schwänke* von Klabund. Berlin, Erich Reiß Verlag 1914.

Klabunds Prosaerstlinge erweisen fraglos eine epische Begabung. Sie sind, nach den Eingangsversen zu schließen, auf dem Krankenbett entstanden, und damit wird wohl die öfter mangelnde Durchdringung des Stoffes, bloßes Virtuositentum, will sagen Oberflächlichkeit und eine manchmal sentimentale Erfindung zu erklären sein. Die Disziplin lockert sich und er kommt zum Feuilletonismus von der Art dieses Satzes: „Solange die Stadt bestand (sie bestand 937 Jahre), war noch niemals jemandem ein Dachziegel auf den Kopf gefallen.“ Solche Stellen sind noch nicht die unvermeidlichen Äußerungen eines dichterischen Defektes, sondern eher die Folge flüchtiger Produktion. Sobald sein Ernst diese nicht mehr zulässt, wird es dem Dichter möglich sein, die jetzt zwar auf jeder Seite anzutreffende, aber lückenhafte Intensität gleichmäßig zu erzielen.

In Wurf und Griff sind einige Erzählungen außerordentlich. Vatergefühl, Bruderhass, Neid sind hier animalisch elementar gesehen. Das beweist, dass Klabund kein Idylliker ist, wie der Titel seines Buches vermuten ließe. Er ist ein Pathetiker, er wird uns irres Leid und das Grausame menschlicher Dumpfheit darstellen. Das heißt: seine Stoffe werden um das Problem des Lebens kreisen, das ihn jetzt schon beschäftigt. Eine Probe aus der kurzen Novelle *Tapioka* möge zeigen, was er gegenwärtig kann:

„Im siebenten Monat nach der Hochzeit erschien ein kleines, zweieinhalb Pfund schweres Wesen, welches man sofort ganz und gar in Watte packte, denn es brachte seine

eigene Körperwärme nicht mal auf. Als Tapioka fragte, was das zu bedeuten habe, erwiderte der Arzt: ‚Es ist Ihr Sohn.‘ Zum erstenmal in seinem Dasein begriff Tapioka, was es mit dem Leben überhaupt und insonderheit dem seinen auf sich habe. Sollte jenes zierliche Ding ein Tapioka werden wie er selbst? Als der Arzt hinaus war, drückte er dem Kinde die zarte Hirnschale ein, drehte den Gashahn auf und legte sich zu seiner kranken Frau ins Bett.“

JOSEF HALPERIN

*

RICHARD SCHAUKAL. *Zettelkasten eines Zeitgenossen*. 1913. München. Bei Georg Müller.

Richard Schaukal veröffentlicht Glossen. Wenn er dem Titel beifügt: „Aus Hans Bürgers Papieren“, so bezeichnet das bloß die Gewohnheit bekannter Literaten, jeder Publikation einen objektiven, künstlerischen Anstrich zu geben, ändert aber an dem subjektiven Charakter der Äußerungen nichts. Es ist in der Tat ein Bekenntnisbuch und dokumentarisch, das heißt typisch, nicht durch das Gewicht der Persönlichkeit, wohl aber durch den Umstand, dass Schaukal ein anerkannter Vertreter der letzten Generation ist.

Viele wird es fremd und alt anmuten, wie dieser kluge Mann die Krise des kulturlosen *Fin de siècle* immer noch in sich trägt, wie er das Neue, das da ist und kommt, nicht spürt und so gewissermaßen gegen Windmühlen kämpft. Fast durchgängig trifft man die Überzeugung des Protests. Er trauert über die Zerstörung alter Gebäude, gewiss mit Recht; aber er verdammt deswegen das Neue. Er hasst den Betrieb, gewiss mit Recht. Jedoch er wird romantisch und erkennt nicht, dass die Gesellschaft zu allen

Zeiten, dass jede Organisation naturgemäß vieles vergewaltigt und verfälscht. „Wie schön,“ ruft er aus, „sind hunderttausend Sklaven . . .“ Wir dürfen mit demselben und vielleicht mit größerem Rechte finden, dass die Römer des Imperiums, das er wohl im Auge hat, gescheite, gewandte und raffinierte Barbaren waren. Er spricht von unserer „seichten Zeit“, von „dieser unglückseligen Epoche des leer lärmenden Äußerlichsten“. Das ist das Entscheidende und kann durch keine Diskussion behoben werden: er empfindet als ein Gestriger. „Unsere modernen Verkehrseinrichtungen, so gewaltig etwa der Eindruck einer Lokomotive, so massig der eines Automobilomnibus sein mögen, wirken nicht groß . . . Aller scheinbar gelungenen Versuche ungeachtet spreche ich diesen zum Teil sehr angenehmen Erzeugnissen des technischen Zeitalters poetische Wirkung aufs entschiedenste ab. Das Telephon hat in einem Gedicht nichts zu suchen.“

Das sagt er in dem Augenblick, wo eine brausende Lyrik die neue Epoche einläutet, wo Lissauers Fortissimo den Maschinendonner einfängt, wo Loerke neue Mythen singt, wo Schaffner die tiefsten und ewigen Probleme aus heutiger Perspektive durchleuchtet. Im Grunde bedeuten seine Worte, dass der Dichter Schaukal, um mit ihm zu sprechen, mit dem Telephon nichts anzufangen weiß. Es ergibt sich von selbst, dass man misst, vergleicht, und die Anekdoten im „Zettelkasten“ bieten dazu Gelegenheit. Bei Schaukal ist die Anekdote, im Gegensatz zu seiner Definition, nicht Zeichnung, sondern ein Räuchlein, mit einem kleinen Knall am Schluss. Dazu steht er stilistisch unter Kleists Einfluss. Nun sind Kleists Anekdoten in Quadern gezwängter Reichtum von Bild und Bewegung. Also

wirken Schaukals Sachen wie weite mit Luft aufgeplusterte Gewänder. Aber die gebrechliche Kunst des Stilsports lässt sich überall verfolgen. Zu was für geschmacklosen Unfähigkeiten sie führt, möge man aus diesem Satz ersehen (S. 275/76): „Nichts weniger als modisch, ja auch nur gefällig gekleidet, mit platten Füßen in flachen Schuhen den schwankenden Gang der ans geschäftige Laufen gewöhnten kleinen Hausfrau tretend, trabt sie neben dem Inhalt ihres sorgenden Lebens her, ein in seiner Hässlichkeit rührendes Bild einer sonst nur in der Provinz noch gedeihenden altmodischen Gattung Weib, arglos, blind zwischen verführerischen Plakaten, wo ihre jüngste Schwester, das bloß auf die Sinnlichkeit wirkende Geschlechtswesen, ihren biegsamen Leib, ihre reizende Entkleidung triumphierend in die Zeit der rasenden Automobile reckt.“

JOSEF HALPERIN.

*

PAUL WISLICENUS. *Nachweise zu Shakespeares Totenmaske. Die Echtheit der Maske.* Jena 1913. Eugen Diederichs Verlag.

Das hundert Seiten starke Büchlein stellt mit peinlichster Sorgfalt die innige Verwandtschaft der Totenmaske mit dem Chandosbild fest. „Die sogenannte Darmstädter Totenmaske Shakespeares ist echt, sie ist der einzige Abdruck vom Gesichte des toten Dichters; der Beweis, dass seine Grabesbüste nach eben dieser Totenmaske geformt wurde, ist unwiderleglich“. Aus dem zahlreichen und sehr guten Bildermaterial ergibt sich — das ist der schönste Gewinn für den Leser — ein so tiefer Eindruck von Shakespeares Antlitz, dass man mit der leiblichen Erscheinung des größten Dramatikers so vertraut wird wie mit der Goethes.

K. F.

Verantwortlicher Redaktor (i. V.) KONRAD FALKE in ZÜRICH. Tel. 7750